

Ein gewöhnlicher Donnerstag

Donnerstag, 25. Juni 2026 – Polizeiinspektion Riedlbach, 08:14 Uhr

Der Drucker stand seit dem Vortag auf Streik, und das war nicht das Problem.

Das Problem war, dass der Drucker auf Streik stand und trotzdem Geräusche machte, als wäre er beschäftigt. Er summte, er ruckte, er zog gelegentlich ein Blatt ein und gab es wieder aus, leer, mit der ruhigen Würde einer Maschine, die ihren Standpunkt für ausreichend begründet hielt. Dachs hatte ihn am Montag zweimal aus- und wieder eingeschaltet, was bei den meisten Geräten als Gespräch gilt, das man mit ihnen führt, und der Drucker hatte beide Male so getan, als beginne jetzt ein neues, besseres Leben, und dann wieder ein leeres Blatt ausgespuckt.

Heute war Donnerstag, und Dachs saß an seinem Schreibtisch und sah den Drucker an, und der Drucker stand in der Ecke und sah zurück, so gut ein Drucker das kann, und zwischen ihnen lag die Art von Schweigen, die zwischen zwei alten Gegnern entsteht, die einander gut

kennen.

„Den müss ma melden“, sagte Marion vom Türrahmen her. Sie sagte es nicht zum ersten Mal. Sie hatte es im Februar schon gesagt, und im Januar, und Dachs verdächtigte sie, dass sie es in einer Form bereits im letzten Herbst gesagt hatte, wenn auch über ein anderes Gerät.

„Mhm“, sagte Dachs.

„Wennst ’n meldest, kriegst in sechs Wochn an neuen.“

„Und wennst ’n ned meldest?“

„Dann hast ’n in sechs Wochn no.“

Das war, fand Dachs, kein schlechtes Argument, jedenfalls keines, gegen das man am Donnerstagsmorgen vor dem ersten Kaffee anging. Er kannte den Drucker. Den neuen würde er nicht kennen. Der neue würde Funktionen haben, die er nicht brauchte, und ein Display, das ihn auf Englisch beleidigte, und er würde ein halbes Jahr brauchen, um herauszufinden, wo man bei dem das Papier nachfüllte, und in diesem halben Jahr würde er sich nach dem alten zurücksehnen, der wenigstens ehrlich kaputt war.

„Lass ’n no“, sagte er.

Marion zuckte mit der Schulter, auf die Art, mit der sie Entscheidungen zur Kenntnis nahm, die sie für falsch

hielt und nicht für ihre. Dann stellte sie ihm den Kaffee hin, den ersten, den sie immer machte, weil sie ihn besser machte als alle anderen, und ging wieder ins Vorzimmer, wo das Telefon zweimal läutete und nach dem zweiten Mal aufhörte, weil sie es abgenommen hatte.

Dachs nahm einen Schluck und sah aus dem Fenster.

Draußen war Ende Juni, und Ende Juni im Bayerischen Wald ist eine Zeit, die sich schon entschieden hat. Es war seit Tagen heiß, eine schwere, stehende Hitze, die sich in der Nacht nicht abkühlte und am Morgen schon wieder da war, als wäre sie nie weg gewesen, und am Himmel hing sie tief und drückend, mit der Andeutung eines Gewitters, das seit Tagen versprochen wurde und nicht kam. Dachs hatte, wie immer bei großer Hitze, die Jacke an, was niemand verstand außer ihm, der wusste, dass eine Jacke gegen die Hitze von außen ungefähr so viel half wie gegen die Hitze von innen, nämlich gar nichts, dass es aber besser war, an einer Sache festzuhalten, die man kannte, als sich der Hitze auch noch ohne sie auszuliefern. Auf dem Parkplatz vor der Inspektion flimmerte der Asphalt, und auf dem Geländer saß eine Amsel mit offenem Schnabel, reglos, mit der erschöpften Würde eines Tieres, das den Sommer kommen gesehen und es trotzdem nicht für möglich gehalten hatte, dass er so kommen würde.

Auf Dachs' Schreibtisch lag der Donnerstag, und der Donnerstag war übersichtlich.

Es lag dort ein Vorgang über einen Zaun. Der Zaun stand zwischen den Grundstücken von zwei Männern, die seit elf Jahren nicht mehr miteinander sprachen und seit elf Jahren ausschließlich über diesen Zaun kommunizierten, indem jeder von beiden ihn ein Stück verschob, sobald der andere nicht hinsah. Der Zaun hatte in elf Jahren mehr Strecke zurückgelegt als mancher Wanderpokal. Es lag dort ferner eine Anzeige wegen Ruhestörung, erstattet von einer Frau gegen die Kirchenglocke, die ihrer Auffassung nach am Sonntag zu früh läute, eine Anzeige, die juristisch hoffnungslos und menschlich verständlich war, weil die Frau seit dem Tod ihres Mannes schlecht schlief und einen Gegner brauchte, den sie benennen konnte, und die Glocke war ein guter Gegner, weil sie nichts zurücksagte. Und es lag dort eine Sache mit einem Hund, die noch keine Sache war, sondern erst die Vorstufe einer Sache, nämlich ein Anruf, den Marion am Montag entgegengenommen hatte, von einem Mann, der gesagt hatte, der Hund vom Nachbarn schaue ihn an, und der aufgelegt hatte, bevor Marion hatte fragen können, wie ein Hund einen so anschauen kann, dass man die Polizei rufen muss.

Es war, mit anderen Worten, ein guter Tag. Ein Tag, an dem nichts passierte, was nicht hätte warten können,

und an dem ein Mann seinem Pensionsalter ein kleines, würdiges Stück näher rückte, ohne dass die Welt davon Notiz nahm.

Die Tür ging auf, ohne dass vorher angeklopft wurde, was bedeutete, dass es Mohst war.

„Guten Morgen“, sagte Mohst. Er sagte es vollständig, mit beiden Wörtern, jeden Morgen, und er sagte es zu einer Uhrzeit, die er für angemessen hielt und die immer dieselbe war, nämlich vierzehn Minuten nach acht, weil Mohst um sieben Uhr fünfundvierzig zur Bäckerei ging, dort sieben Minuten anstand, vier Minuten zur Inspektion brauchte und sich dann acht Minuten Zeit ließ, ehe er Dachs störte, aus Gründen, die er einmal erklärt hatte und die Dachs vergessen hatte, weil sie eine innere Logik betrafen, die er bewunderte, ohne sie zu durchdringen.

„Mohst.“

„Der Drucker geht noch nicht.“

„Naa.“

„Soll ich ihn anschauen?“

„Du host ’n gestern scho angeschaut.“

„Ich hab ihn gestern diagnostiziert“, sagte Mohst. „Angeschaut hab ich ihn nicht repariert. Das ist ein Unterschied.“ Er stellte seine Tasche ab, parallel zur Tischkan-

te, und sah den Drucker an mit dem ruhigen Interesse eines Menschen, für den ein kaputtes Gerät kein Ärgernis ist, sondern eine Frage, die noch keine Antwort hat. „Es ist die Einzugswalze. Die zieht das Papier nicht mehr richtig. Das ist Gummi, und Gummi wird hart, wenn er alt wird, und dann greift er nicht mehr. Man kann das beheben.“

„Wie.“

„Mit Klebeband.“

Dachs sah ihn an.

„Man wickelt einen schmalen Streifen Klebeband um die Walze, mit der klebrigen Seite nach außen“, sagte Mohst. „Dann greift sie wieder. Das hält nicht ewig. Aber es hält.“ Er sagte es ohne Triumph, in der reinen sachlichen Freude eines Menschen, der eine Lösung gefunden hat und sie mitteilt, und genau das war es, was Dachs an dem Buben mochte und niemals zugeben würde, dass nämlich Mohst die Welt nicht in Probleme und Ärgernisse einteilte, sondern in Dinge, die gehen, und Dinge, die man dazu bringen kann zu gehen, und dass für Mohst ein kaputter Drucker und ein ungeklärter Todesfall im Grunde dieselbe Art von Aufgabe waren, nur in verschiedener Größe.

„Dann mach“, sagte Dachs.

Mohst machte. Er holte das Klebeband aus der Schubla-

de, in der das Klebeband seit Jahren lag und in der es bisher niemand gefunden hatte außer Mohst, der die Inhalte aller Schubladen der Inspektion kannte, weil er sie in seiner ersten Woche, ungefragt, inventarisiert hatte. Er öffnete den Drucker, fand die Walze, wickelte den Streifen, schloss den Drucker, drückte den Knopf, und der Drucker zog ein Blatt ein, bedruckte es ordnungsgemäß und gab es aus, mit einem Geräusch, das fast wie Stolz klang.

„So“, sagte Mohst.

Dachs sah auf das Blatt. Es war die Testseite, ein Raster aus Farben und ein Satz in mehreren Schriftgrößen, *Der schnelle braune Fuchs*, und der Fuchs war gestochen scharf, und Dachs dachte, dass es im Grunde ein Skandal war, dass eine Maschine, die sich vierundzwanzig Stunden lang geweigert hatte, mit einem Streifen Klebeband zur Vernunft kam, und dass es noch mehr ein Skandal war, dass es eines Anfang Zwanzigjährigen bedurfte, um auf etwas so Einfaches zu kommen, während er, Dachs, den Apparat zweimal aus- und eingeschaltet und dann beschlossen hatte, ihn lieber sechs Wochen kaputt zu lassen als sechs Wochen neu.

„Mohst“, sagte er.

„Ja?“

„Guad gmacht.“

Es war das höchste Lob, das Dachs vergab, und es bestand aus zwei Wörtern, und Mohst nahm es entgegen wie alles, sachlich, ohne sich darin zu sonnen, und legte das Klebeband zurück in die Schublade, an die Stelle, an der es gelegen hatte, weil ein Werkzeug nur dann ein Werkzeug ist, wenn man es beim nächsten Mal wiederfindet.

Dann läutete das Telefon im Vorzimmer, und Marion nahm ab, und Dachs hörte ihre Stimme, ruhig, in dem Tempo einer Frau, die in über zwanzig Jahren am Apparat schon alles gehört hatte, und er hörte, wie sich das Tempo nicht änderte, was bedeutete, dass es nichts Ernstes war, und er entspannte sich wieder, ehe er gemerkt hatte, dass er sich angespannt hatte.

„Georg“, rief Marion. „Der Huber Loisl. Wegen seiner Kuh.“

„Wos is mit der Kuh.“

„De is wieder über’n Bach.“

Dachs trank seinen Kaffee aus und stand auf, mit dem Geräusch im Knie, das er seit ein paar Jahren machte und das ihn nicht störte, weil es ihn an den Wetterbericht erinnerte, nur zuverlässiger.

„Dann fahr ma halt zur Kuh“, sagte er.